



GÜNTER MÜCHLER
NAPOLEONS SOHN

Biographie eines
ungelebten Lebens

THEISS



Goldene Medaille, die von Bertrand Andrieu anlässlich der Geburt von Napoleons Sohn 1811 gestaltet wurde. Auf der Rückseite Napoleon I. und Marie Louise.

Günter Mächler

Napoleons Sohn

Biografie eines
ungelebten Lebens

THEISS

Bildnachweis

akg images: S. 61, 71, 91, 92, 100, 112, 158, 202, 281, 296, 301;
ullstein bild: S. 17, 22, 315; WBG-Archiv: S. 2, 74, 95, 313

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://www.dnb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Der Theiss Verlag ist ein Imprint der WBG.

© 2017 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werks wurde durch die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.

Lektorat: Kristine Althöhn, Mainz

Gestaltung und Satz: Anja Harms, Oberursel

Einbandabbildung: Napoléons Sohn als Kind. Gemälde von Thomas Lawrence (1818/19). Harvard Art Museum/Fogg Museum, Bequest of Grenville L. Winthrop © President and Fellows of Harvard College

Einbandgestaltung: Harald Braun, Berlin

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-8062-3487-9

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): 978-3-8062-3499-2

eBook (epub): 978-3-8062-3500-5

Meiner Familie

Der König von Rom
Napoleons Sohn
war noch zu klein
Kaiser zu sein

Deutsches Kinderlied

Small man, big world
Lost beyond the pale

*Pet Shop Boys:
King of Rome*

Inhaltsverzeichnis

9

EINLEITUNG

16

EPILOG

Auf Befehl des Führers __16

26

I. EIN ERBE FÜR DIE EWIGKEIT

Schwere Geburt __26

Stammbaum und Stabilität __30

Kaiser der Republik __35

Joséphines Opferung __40

Eine Schmierenkomödie __45

Marie Louise __51

Eine schöne Färsе für den Minotaurus __55

64

II. IM STURMWIND VERWEHT

Napoleon, der Galan __64

Ein Honigmond __75

Der König von Rom __87

Das Empire wankt __103

Die Regentin __115

Das letzte Zusammensein __126

Prinz von Parma __139

Die Entführung __146

161

III. METTERNICHS GEFANGENER

- Der Astyanax __161
- Neipperg __173
- Napoleon II. __185
- Umerziehung __191
- Der Übertäter __203
- Der Herzog von Reichstadt __217
- Tod auf Sankt Helena __225
- Der Sohn des Mannes __250
- Die verhinderte Emanzipation __256
- Prokesch __263
- Die Revolution meldet sich zurück __269
- Spielball der Politik __290

299

IV. DAS ENDE

- Giftmord oder natürlicher Tod? __299
- Trauerspiel und Paradigma __321

- Anmerkungen __329
- Literatur __347
- Personenregister __355



Einleitung

Sein Erdendasein währte nur kurz. Geboren am 20. März 1811 zu Paris, starb der Sohn Napoleons mit nur 21 Jahren am 22. Juli 1832 in Wien. Er selbst sah sein Leben als nichtig an. „Meine Geburt und mein Tod, das ist meine ganze Geschichte“, gestand er vor seinem Ende einem Freund.

Dabei war seine Mitgift märchenhaft gewesen. Als Abkömmling zweier Kaiser winkte ihm die glanzvollste Zukunft. Mit Napoleon, dem Kind der Revolution als Vater, und Marie Louise, der Großnichte der von der Konterrevolution heiliggesprochenen Marie-Antoinette als Mutter, war er die Frucht, die aus dem Neuen und dem Alten kam. Gleichsam aus These und Antithese gezeugt, schien er dazu bestimmt, den blutigen Epochenwiderspruch in sich zu versöhnen.

Aber die überreiche Ausstattung erwies sich als Fluch. Nichts könnte den Bankrott dieses Lebens schonungsloser entlarven als die Lücke in der Dynastie Bonaparte. In den Geschichtsbüchern folgt auf den ersten Napoleon der dritte. Die Fehlstelle, das ist der „Aiglon“, der „kleine Adler“, wie ihn Victor Hugo in Anlehnung an den Beinamen Napoleons („l'Aigle“) genannt hat.

1814 wurde er als Dreijähriger aus Frankreich nach Österreich entführt. Das Reich des Vaters lag in Trümmern. Napoleon musste mit der Insel Elba vorliebnehmen, die man dem einstigen Herrn der Welt überlassen hatte. Ein Jahr später kehrte er als Eroberer nach Frankreich zurück. Doch das Abenteuer der Hundert Tage scheiterte in Waterloo. Sein Erbe blieb als Gefangener Metternichs in Wien. Dort wuchs er zu einem blendend aussehenden jungen Mann heran, dessen Melancholie die Frauen entzückte. Seine Gefangenschaft und sein frü-

her Tod – er starb an Tuberkulose – inspirierten die Fantasie der Zeitgenossen. In der Legende wurde das „weltgeschichtliche Kind“ (Varnhagen von Ense) zum unglücklichen romantischen Prinzen, den keine schöne Fee erlöste, weil tyrannische Mächte ihn bis zuletzt eingesperrt hielten.

Das Leid des Napoleon-Sohnes hat die Menschen immer gerührt und viele Dichter angeregt. Der Historiker hat einen anderen Blickwinkel. Er sucht nach Erklärungen für dieses außergewöhnliche Schicksal. Warum schloss man ein schuldloses Kind von der Welt ab? Warum raubte man ihm den Namen? Was trieb Metternich, was veranlasste Könige und Kabinette, ihm Titel und Ansprüche zu nehmen? Wer gräbt, stößt auf die innen liegenden Schichten jener nur scheinbar ruhigen Zeit zwischen den Revolutionen, die wir die Restaurationszeit nennen.

Der Sturz Napoleons beendete ein blutiges Vierteljahrhundert. Europa hatte für die Revolutionskriege, die mit der Leidenschaft von Religionskriegen geführt worden waren, mit Millionen Toten gezahlt. Nun sollte Friede einkehren. Die Sieger hatten Grund zu feiern, was sie in Wien bei Walzer und Wein auch ausgiebig taten. Aber sie waren ihrer Sache nicht sicher. Die Revolution konnte zurückkommen. Der Vulkan konnte wieder aktiv werden und verderben, was man gewonnen zu haben meinte: zwischenstaatlich eine friedensichernde Architektur, die auf der Anerkennung eines relativen Kräftegleichgewichts basierte, innerstaatlich eine Ordnung, die auf den Vorrechten von König und Adel aufbaute. Niemals wieder sollte eine Supermacht entstehen können, die den übrigen Mächten ihren Willen aufzwang. Nirgendwo durfte zugelassen werden, dass unter dem Schlachtruf der Volkssouveränität abermals die Grenzen zwischen Ständen und Staaten niedergerissen wurden, wie es die Revolution und Napoleon getan hatten.

Auf dem Wiener Kongress und bei einer Reihe nachfolgender Konferenzen richteten die Siegerstaaten – Russland, Preußen, England und Österreich – sowie das inzwischen wieder von einem König regierte Frankreich ein zweifaches Präventionssystem auf. Sie verpflichteten sich, ihre Konflikte künftig friedlich auszutragen und bildeten dazu eine Art Überregierung, einen „Sicherheitsrat *avant la lettre*“ (Thierry Lentz). Keine Veränderung der territorialen Beschlusslage von 1815 sollte zugelassen werden, es sei denn, sie war von der Überregierung gekennzeichnet. Zugleich richtete man einen Damm gegen die „soziale Revolution“ (Metternich) auf, das heißt gegen liberale und emanzipatorische Bestrebungen. Von dieser Doppelsicherung erhofften die Mächte nicht grundlos eine langfristige

Befriedung des Kontinents. Die Kehrseite der Medaille war, dass sie damit zugleich auch den Keim neuer Konflikte legten. Wer immer mit den Grenzziehungen des Wiener Kongresses unzufrieden war oder dem Obrigkeitsstaat mehr politische Mitsprache abringen wollte, musste zum Feind dieser Ordnung werden.

Die konservative Schanzarbeit wurde mit unterschiedlichem Eifer betrieben. Großbritannien war schon bald durch seine überseeischen Interessen abgelenkt und konnte als Land, das auf seine politischen Freiheiten stolz war, den Freiheitsdrang anderer Völker nicht so ohne Weiteres missbilligen. Russland blieb in seinem imperialen Streben unberechenbar. Preußen zögerte eine Weile, ehe es das im Kampf gegen Napoleon gegebene Verfassungsversprechen einkasiierte. Dagegen besaß für Österreich und für Frankreich die Bekämpfung des revolutionären Bazillus absoluten Vorrang. In Frankreich stand das wiederhergestellte bourbonische Regime auf schwachen Füßen. Man zitterte vor bonapartistischen Aufständen und war entsprechend nervös. Österreich fürchtete überall unkontrollierte Volksbewegungen, vor allem in Italien und in Deutschland. Der leitende österreichische Minister Metternich war der unermüdliche Antreiber einer Politik, die darauf zielte, Ruhe und Ordnung, wie er sie verstand, mit allen Mitteln zu verteidigen. Polizeiaufsicht und Pressezensur, die er nicht nur im Habsburgerstaat installierte, machten ihn zur bevorzugten Zielscheibe der europäischen Liberalen, was ihn jedoch wenig störte. Mit seinen ewigen Warnungen vor einem neuen Erdbeben à la 1789 ging er mitunter selbst wohlmeinenden Kollegen auf die Nerven. Faktisch gab ihm die Entwicklung recht. Der Geist der Revolution war lebendig geblieben. Im Juli 1830 reichten den Parisern drei Tage, die „Trois Glorieuses“, um den reaktionären Karl X. vom Thron zu stürzen, und sofort drohte halb Europa in Brand zu geraten.

Recht behielt Metternich auch in einer zweiten Hinsicht. Bei Waterloo war Napoleon geschlagen worden, aber das Charisma seines Namens hatte die Niederlage überlebt. Sprengstoff lag in diesem Namen! Metternich ahnte, was passieren würde, wenn Unzufriedene in Europa auf die Barrikaden gingen. Sie würden sich den ehemaligen Kaiser zum Schutzpatron erwählen. Genau das geschah 1830. Zu diesem Zeitpunkt war Napoleon zwar schon neun Jahre tot, aber sein Sohn und Erbe lebte. Auf ihn richteten sich die Hoffnungen der Aufrehrer. Ohne je gefragt worden zu sein, galt der Aiglon plötzlich als Anwärter auf alle wankenden oder zur Besetzung anstehenden Throne. Für jeweils einen Wim-

pernschlag war er Wunschkönig von Frankreich, Belgien und Polen. Manche sahen in ihm die Idealbesetzung für den neu geschaffenen Thron Griechenlands. In Italien ließen die geheimbündlerischen Carbonari den Sohn Napoleons hochleben.

Das hatte Metternich vorhergesehen. Als sich 1814 in den Wirren vor der ersten Abdankung Napoleons die Gelegenheit bot, des Kindes habhaft zu werden, hatte er sie kaltblütig genutzt. Der Aiglou wurde in österreichische Geiselhaft genommen. Ihn töten zu lassen, wäre zu weit gegangen. Schließlich war Kaiser Franz sein Großvater. Also beschloss man, den hochgefährlichen Knaben auf subtile Weise unschädlich zu machen. Eine Umerziehungsmaßnahme wurde eingeleitet. Ganz ähnlich waren in den Neunzigerjahren die Pariser Jakobiner mit dem Spross von Marie-Antoinette und Ludwig XVI. verfahren, jener Lücke im dynastischen Zählwerk des Hauses Bourbon (auf Ludwig XVI. folgte Ludwig XVIII.). Er wurde nach der Hinrichtung seiner Eltern in die Obhut eines revolutionären Schusters gegeben, bevor er zehnjährig im Temple starb. Der Unterschied bestand darin, dass der Napoleonide nicht zum kleinen Sansculotten gezüchtet werden sollte wie der unglückliche Bourbone, sondern zum braven Österreicher. Was ihn mit Frankreich verband und mit seinem Vater, sollte er vergessen. Noch nicht einmal den Namen ließ man ihm. Aus Napoléon-François-Joseph-Charles wurde ganz offiziell Franz Karl, man rief ihn Franz oder Franzerl, nur für die einfachen Leute blieb er der „kleine Napoleon“.

Natürlich trug der schnöde Umgang mit dem Kaisersohn den Verantwortlichen keine Ehre ein. Die Nachwelt gedachte des Aiglou als eines wehrlosen Opfers, an dessen fleckenloser Unschuld sich die Mächtigen in schwarzer Ruchlosigkeit vergangen hatten. Dabei waren Kaiser Franz und Metternich keine Sadisten. Der Kaiser mochte seinen Enkel. Metternich lag der Gedanke, das Kind zu quälen oder büßen zu lassen für die Taten seines Vaters, fern. Er war von Natur aus viel zu lässig, um nachtragend zu sein. Nur wenn es um die Revolution ging, war er kompromisslos. Der Aiglou hatte das Unglück, Stein auf dem Schachbrett einer Auseinandersetzung zu sein, die nach neuen Regeln geführt wurde, ohne Ritterlichkeit und Nachsicht. Schon sein Vater hatte das zu spüren bekommen. Einen anderen hätte man nach der triumphalen Rückkehr aus Elba gewähren lassen. Man hätte die Vertreibung Ludwigs XVIII. als innerfranzösische Angelegenheit betrachtet. Aber Napoleon war kein normaler Thronprätendent. Er war ein Parvenü, der Exponent des revolutionären Frankreich, das man fürchtete wie

Pest und Cholera. Als solcher stand er „außerhalb der zivilen und sozialen Ordnung“, wie eine Erklärung der Alliierten vom 13. März 1815 formulierte, und wurde als „Feind und Störer der Ruhe der Welt“ dem Abschlus durch jedermann freigegeben. Seine Verbannung nach Sankt Helena, die einem Todesurteil nahekam, war vor diesem Hintergrund nur folgerichtig.

Die Behandlung des Sohnes entsprang demselben manichäischen Weltverständnis, das nur schwarz oder weiß gelten lässt. Für Metternich war die Revolution eine ständig lauende Gefahr und der Sieg über Napoleon noch nicht vollständig. Es musste verhindert werden, dass der Sohn in die Fußstapfen des Vaters trat. Seine Gefangenschaft und das Zerbrechen seiner Identität waren in diesem Sinne kein Racheakt, sondern eine politisch-bürokratische Vorsichtsmaßnahme, aber deshalb nicht weniger perfide. Das Opfer fragt nicht, aus welchen Beweggründen es drangsaliert wird.

Im Übrigen besaß Metternich auch ein persönliches Motiv, die Lebensgeschichte des Aiglons zu fälschen. 1809/10 hatte er zu den wichtigsten Förderern der Ehe Napoleons mit der Erzherzogin Marie Louise gehört, was ihm von den eingeschworenen Napoleon-Feinden als schlimmer Verrat angekreidet wurde. Aber Metternich hielt die Verbindung für opportun, denn Österreich lag am Boden, und der Kaiser der Franzosen stand im Zenit seiner Macht. Nach Napoleons Sturz war ihm die Heiratsvermittlung dann peinlich, ihr Produkt erschien wie ein hässlicher Fleck im Porträt des unbeirraren Kämpfers gegen die Revolutionshydra. Indem Metternich den Aiglons seiner Heimat entfremden ließ und ihm eine österreichische Personalakte unterscho, wollte er auch die eigene Vergangenheit zurechtrücken.

Metternichs antirevolutionäre Vorsorgepolitik war stringent und klarsichtig, andererseits wie jede Politik, die von Veränderungsangst geleitet ist, auch kleinmütig und mitleidlos. In der Geschichtsschreibung ist es üblich, die Karlsbader Beschlüsse als sprechendsten Ausdruck seines repressiven Systems anzusehen. Genauso signifikant ist das Schicksal des Gefangenen von Schönbrunn. Das Kind, vor dem die Mächtigen erbeben, ist das Abbild einer Epoche, die ebenso von kalter Herrschaftslogik wie von großer Ratlosigkeit der Herrschenden gekennzeichnet war.

Mit welchem Fleiß die Entpersönlichung des Aiglons betrieben wurde, erfährt jeder, der in Personenregistern wissenschaftlicher Werke und in Literaturverzeichnissen blättert. Unter welchem Buchstaben soll er den Sohn Napoleons

am besten suchen? Unter R für (König von) Rom, als der er geboren worden war, oder (Herzog von) Reichstadt, ein Operettentitel, den ihm Kaiser Franz verlieh? Unter N für Napoleon II., der er für einen kurzen Augenblick gewesen war? Unter A für Aiglon? Vielleicht unter P? Schließlich war er auch einmal Erbprinz von Parma. Seine Biografen haben mal hier, mal da zugegriffen. Sie alle standen und stehen vor dem seltenen Problem, ihren Helden nicht zuverlässig beim Namen nennen zu können. Nur Titel sind von ihm geblieben, die allerdings, weil sie mehrfach geändert wurden, bloß Verwirrung stiften. 1829 fand Auguste Barthélemy einen Ausweg aus dem Dilemma. Der heute weithin vergessene französische Dichter widmete der Wiener Geisel ein Versdrama mit dem Titel „Le fils de l'homme“ („Der Sohn des Mannes“). Wahrscheinlich wollte Barthélemy mit dieser Umschreibung seine Haut retten. Napoleon war, als das Poem erschien, in Frankreich eine Unperson, und Autoren taten gut daran, seinen Namen weiträumig zu meiden. Listig und zugleich witzig machte Barthélemy das Kind mit der uneindeutigen Identität zum Sohn eines unaussprechlichen Vaters, und jeder wusste Bescheid.*

„Le fils de l'homme“: Wie in Stein gemeißelt ist die tragische Existenz des Aiglon in diesen vier Worten. Sie sind das Epitaph eines Lebens, das nicht gelingen konnte. Als Sohn des Übervaters hätte es der kleine Napoleon immer schwer gehabt, ganz ohne die Nachstellungen Metternichs. Als Träger des väterlichen Charismas war er chancenlos. Er wurde zum Spielball der Politik, hineingeworfen in den Ringkampf der großen rivalisierenden Ideen. Ob die Reaktion ihn knebelte oder die Revolution ihn missbrauchte – das Ergebnis war stets gleich. Er blieb das Objekt fremden Willens.

Er blieb es bis weit nach seinem Tod. Im Dezember 1940 wurden seine

* Die Entstehung des 350 Verse umfassenden Poems schildert Jean Tulard, *Napoléon II*, Paris 1992, 11ff. 1828 hatte Barthélemy zusammen mit seinem Co-Autor Méry ein Vers-Buch über Napoleons Ägypten-Feldzug verfasst. Um den Lobgesang besser verkäuflich zu machen, kam er auf die Idee, ihn u.a. dem Aiglon zu widmen. Dazu reiste er nach Wien, traf dort den Erzieher des Napoleon-Sohnes Dietrichstein, der ihm allerdings die Kontaktaufnahme mit der Begründung untersagte, der Prinz sei „zwar kein Gefangener“, befinde sich aber in einer „besonderen Position“. Barthélemy entschloss sich, aus der Abfuhr das Beste zu machen, reiste zurück und schrieb „Le Fils de l'homme“. Österreich kam in dem Stück natürlich ganz schlecht weg. Die französischen Behörden waren alarmiert. Sie zerrten Barthélemy vor Gericht, wo der Dichter zu drei Monaten Gefängnis und 1000 Francs Strafe verurteilt wurde. Die Auflage des Buches wurde zerstört. Bei Tulard ist der Text des Poems abgedruckt, 215ff.

sterblichen Überreste in einer Nacht- und Nebel-Aktion von Wien nach Paris befördert, um unter der Kuppel des Invalidendoms neben denen seines Vaters bestattet zu werden. Der Propagandacoup Nazi-Deutschlands markiert den Schlusspunkt im langen Feuilleton der Instrumentierung des Aiglon. Deshalb soll dieses Buch, das die Geschichte eines unmöglichen Lebens erzählt, gegen die Gewohnheit mit dem Epilog beginnen.



Epilog

Auf Befehl des Führers

Paris, 14. Dezember 1940

Am späten Abend trifft der aus Wien kommende Sonderzug mit der Nummer 392 am Pariser Ostbahnhof auf Gleis 26 ein. Am Zugende befindet sich ein Gepäckwagen. Der einzige Gegenstand, den er mitführt, ist ein Sarkophag aus Bronze. Auf dem Bahnsteig hat eine Ehrenformation der Wehrmacht Aufstellung genommen. Die nächsten Schritte folgen einem Ablaufplan, den die Deutsche Botschaft Paris mit Akribie verfasst hat. Pünktlich um fünf Minuten nach Mitternacht wird der Sarkophag mithilfe von Stangen, die die Stadtkommandantur befehlsgemäß geliefert hat, aus dem Waggon bugsiert, dann zu einer vor dem Bahnhof bereitstehenden Flaklafette geschleppt, die an ein Kettenfahrzeug angehängt ist. Der Doppelsarg wiegt 800 Kilo. Für das mühsame Manöver werden 16 Panzerjäger plus 16 Mann Ablösung gebraucht.

Der Sarkophag aus dem deutschen Sonderzug enthält die sterblichen Überreste des 1832 verstorbenen Herzogs von Reichstadt, Sohn Napoleons, Kaisers der Franzosen.

Frankreich ist 1940 ein erobertes und geteiltes Land. Die vom greisen Marschall Pétain, dem Sieger von Verdun, geführte französische Regierung mit Sitz im Bäderort Vichy ist auf den südlichen Teil des Landes beschränkt. Der nördliche Teil mit der Hauptstadt Paris sowie ein Streifen entlang der Atlantikküste sind deutsche Besatzungszone. Die Pariser haben keine Ahnung, was in dieser nasskalten Dezembernacht in ihrer Stadt abläuft.



Mitte Dezember 1940: Soldaten der deutschen Wehrmacht übernehmen den Sarkophag des „Königs von Rom“ bei der Ankunft in Paris, Gare de l'Est.

Der Geisterzug mit dem toten Herzog rollt Richtung Invalidendom. Der späten Stunde wegen und weil Ausgangssperre herrscht, sind die Straßen menschenleer. In den Häuserreihen, die die großen Boulevards säumen, schimmern nur vereinzelt Lichter hinter den Vorhängen, sonst liegt die Stadt in tiefer Dunkelheit. Der Schnee, der in dicken, feuchten Flocken fällt, hat sich wie ein Film über das Straßenpflaster gelegt. Trotzdem sind der schwere Marschtritt der Soldaten, das Rattern des Kettenfahrzeugs und das Motorengeräusch der dem Konvoi vorausfahrenden Kräder fast überlaut zu hören. Der Zug führt über die Boulevards Strasbourg und Sébastopol, dann entlang der Seine. Als er die Tuileries passiert, ist der schwarze Samt, der den Sarkophag einhüllt, tropfnass geworden. Im Tuileries-Schloss war Napoleons Sohn vor 129 Jahren zur Welt gekommen. Das Schloss steht schon lange nicht mehr. Es brannte 1871 während des Aufstands der Kommune nieder und wurde nicht wieder aufgebaut.

Vor dem Invalidendom harrt seit einer Stunde eine Gruppe von Franzosen in der feuchten Kälte aus. Unter den Offiziellen ist Admiral François Darlan als Vertreter der Vichy-Regierung der Ranghöchste, an seiner Seite sind die Generäle Laure und de La Laurencie. Ferner sieht man einige namhafte Kollaborateure wie Marcel Déat. Andere, wie der Schauspieler Sacha Guitry, mögen gekommen sein, weil sie sich nichts entgehen lassen, was mit dem Empereur zu tun hat. Jahre später wird Guitry für einen spektakulären Napoleon-Film das Drehbuch verfassen und die Regie führen. (*„Napoléon“, der 1954 in die Kinos kommt, ist eine französisch-italienische Produktion mit umwerfender Starbesetzung. Neben Sacha Guitry in der Rolle des Talleyrand treten u.a. Danielle Darrieux, Michèle Morgan, Maria Schell, Jean Marais, O.W. Fischer und Orson Welles auf.*) Endlich, um 1:20 Uhr, ist es so weit. Eine Trillerpfeife kündigt das Ankommen einer Wagenkolonne vor der Esplanade an. Aus dem ersten Wagen klettert Botschafter Otto Abetz, aus dem nächsten der Militärkommandant von Paris, General Otto von Stülpnagel. Zwei Minuten später folgt die Lafette mit dem Sarkophag. Abetz gibt eine knappe Erklärung ab. Er sagt, von nun an ruhe die Asche des Herzogs von Reichstadt für alle Ewigkeit auf französischem Boden. Darlan antwortet ebenso knapp: „Ich danke Ihnen, daß Sie uns den Sohn unseres Kaisers zurückgegeben haben.“ Die Panzerjägersoldaten grüßen militärisch, machen kehrt und verschwinden in der Finsternis. Eine Abordnung der Garde Républicaine nimmt den Sarg auf, trägt ihn durch ein Spalier von Fackeln hinein in die Kirche und setzt ihn vor den Stufen zum Hauptaltar ab. Die Orgel spielt ein „Requiem“, ein kurzer Gottesdienst been-

det die Zeremonie. Wortlos gehen die Offiziellen auseinander. Die Militärs salutieren, die Botschaftsangehörigen verabschieden sich, wie unter Ziffer 11 des Ablaufplans festgelegt, mit dem „deutschen Gruß“.

Man muss ziemlich weit zurückgreifen, um das gespensterhafte Geschehen dieser Nacht vom 14. auf den 15. Dezember 1940 zu verstehen. Am 15. Dezember 1840, also exakt hundert Jahre zuvor, war mit großem Pomp die sogenannte „Rückkehr der Asche“ („retour des cendres“) gefeiert worden, die Heimholung Napoleons nach Paris. 1840 stand es nicht gut um die Beliebtheit von König Louis Philippe und seinem Ministerpräsidenten Adolphe Thiers. Das nach der Juli-revolution installierte „Bürgerkönigtum“ war in die Jahre gekommen. Thiers und Louis Philippe versuchten, ihr Ansehen dadurch aufzupolieren, dass sie den letzten Willen des vor 19 Jahren auf Sankt Helena Verstorbenen und inzwischen populärsten Franzosen erfüllten. „Ich wünsche, daß meine Asche an den Ufern der Seine ruhe, in der Mitte des französischen Volkes, das ich so innig geliebt habe“, hatte Napoleon in seinem Testament verfügt. Also wurden die Überreste des gefallenen Günstlings der Götter aus dem Südatlantik nach Europa gebracht und mit einem Dampfschiff von Le Havre nach Paris transportiert. Es war ein ungeheures Spektakel, als der mit violetterm Tuch (violett, die Farbe des Martyriums) eingeschlagene Sarkophag vor dem Invalidendom eintraf. Veteranen der Großen Armee waren in die Hauptstadt geströmt. Die komplette Regierung, der hohe Klerus, Mitglieder des Hauses Bonaparte und die noch lebenden Wegbegleiter und Kampfgefährten des Kaisers hatten vor dem Invalidendom Aufstellung genommen. Kanonen donnerten, Posaunen bliesen, die Nationalgarde präsentierte, die Veteranen salutierten, als der Sohn Louis Philippes seinem Vater meldete: „Sire, ich übergebe Ihnen den Körper des Kaisers Napoleon!“ Und der König, Spross eines jahrhundertealten Geschlechts, verbeugte sich vor dem toten Emporkömmling und Geächteten Europas: „Ich empfangen ihn im Namen Frankreichs.“ Unter den 10 000 Schaulustigen befand sich Honoré de Balzac. Er hatte zwei Tage zuvor im Saal des Conservatoire eine Aufführung von Berlioz’ „Chant sur la mort de l’Empereur Napoléon“ gehört, war also richtig eingestimmt.¹ Der in Paris lebende Heinrich Heine, ein weiterer Verehrer Napoleons, wenn auch nicht kritiklos, gedachte des Tages im „Wintermärchen“:

*Ich weinte an jenem Tag. Mir sind
Die Tränen gekommen,*

*Als ich den verschollenen Liebesruf,
Das Vive l'Empereur vernommen.*

Nach der Heimkehr Napoleons wurden in Frankreich sehr bald Rufe laut, die die Heimkehr auch des Sohnes verlangten. Doch solange Metternich in Wien die Geschäfte führte, war daran nicht zu denken. Einen ernsthaften Vorstoß unternahm Napoleon III., der 1851 durch einen Staatsstreich an die Macht gekommene Cousin des Aiglons. Kaiser Franz Joseph ließ sich jedoch auf nichts ein. Die Habsburger klammerten sich an ihre Version, der Herzog von Reichstadt sei ein österreichischer Prinz gewesen. „Franz“ blieb in der Kapuzinergruft. Erst Adolf Hitler fand sich bereit, Napoleons Sohn zu repatriieren. Warum, das ist eine Geschichte für sich.

Die politisch-romantische Idee, Nazi-Deutschland könne den toten Sohn des großen Napoleon den Franzosen „schenken“ und so ein Zeichen der Gemeinsamkeit setzen, wurde erstmals 1938 ventiliert.* Jacques Benoist-Méchin, ein Franzose mit Sympathie für das Dritte Reich, und der frankophile Otto Abetz, damals Beamter in der Wilhelmstraße, reklamierten später das Erstgeburtsrecht jeder für sich. Zunächst ging die Initiative ins Leere. Reichsaußenminister Joachim von Ribbentrop stand damals kurz vor einem Arbeitsbesuch in Paris, und Benoist-Méchin versuchte ihm einzureden, es werde ein Leichtes sein, die napoleonselige französische Öffentlichkeit durch ein preiswertes, aber symbolträchtiges Gastgeschenk für das Reich einzunehmen. Aber Ribbentrop zeigte kein Interesse, und der von Abetz ins Bild gesetzte Hitler wollte Mussolini nicht verärgern. Der „Duce“ spekulierte auf das französische Korsika und lehnte alles ab, was nach Annäherung zwischen Berlin und Paris roch. Nach der Niederlage Frankreichs wurde der Gedanke erneut aufgegriffen. Wenn der „Führer“ für den Aiglons die Pforten der Kapuzinergruft öffne, werde das den Kräften der Kollaboration mit Deutschland Auftrieb geben. So argumentierte Abetz, und ähnlich dachte Minis-

* Den Ablauf der Überführung des toten Herzogs von Reichstadt beschreibt sehr anschaulich Georges Poisson, *Le retour des cendres de l'Aiglons*. Hilfreich sind auch André Castelot, *L'Aiglons*, Jean Tulard, *Napoléon II, Jean-Paul Cointet, Hitler et la France* und Barbara Lambauer, *Otto Abetz et les Français ou l'envers de la collaboration*. Über die diplomatische Vorbereitung geben die Akten des Politischen Archivs des Auswärtigen Amtes Auskunft, vor allem die Bestände Büro des Staatssekretärs, Frankreich Bd. 3, und Botschaft Paris.

terpräsident Pierre Laval, der zweite Mann des Vichy-Regimes, zu dem Abetz enge Kontakte unterhielt.

Im Geschichtsbild der Nationalsozialisten spielte Napoleon keine nennenswerte Rolle und schon gar keine positive. Er war der Mann, der Preußen geknechtet und über den Heinrich von Kleist gedichtet hatte: „Schlagt ihn tot, das Weltgericht, fragt euch nach den Gründen nicht.“ In „Mein Kampf“ taucht Napoleon nur in ein, zwei Randbemerkungen auf. Hitler interessierte sich nicht für ihn. Dagegen war Joseph Goebbels ein Bewunderer Napoleons. Gleiches galt für Philip Bouhler, den Chef der Kanzlei des Führers, der ein Buch über ihn verfasst hatte, „Napoleon. Kometenbahn eines Genies“. Was Leute wie Goebbels und Bouhler beim Thema Napoleon fesselte, war vor allem der propagandistische Nutzwert. Napoleon war in Rußland geschlagen worden, England hatte er nie besiegen können. Ließ sich Hitler nicht als Napoleons Testamentsvollstrecker darstellen? Die Gedankenverbindung war gewagt. Als sich 1942 abzeichnete, dass aus dem Blitzsieg über Russland nichts werden würde, wurde das Erscheinen von Bouhlers Buch erst einmal zurückgestellt. Der „Führer“ als Double des von Kosaken gehetzten Napoleon – so ein Eigentor wollte man denn doch nicht schießen.

1940 war die Situation anders. Die konzentrierten Anstrengungen des Reiches galten der Bestrafung des „perfiden Albion“. Ein Weckruf an die desorientierten Franzosen konnte nicht schaden. Hitler gab grünes Licht für die Überführung des Aiglon, wenn auch ohne große Leidenschaft.*

Die Aktion wurde im Oktober in Gang gesetzt.** Als Zeitpunkt der Überführung fixierte man den symbolträchtigen 15. Dezember, den hundertsten Jahrestag der „retour des cendres“. Auf Empfindlichkeiten der Habsburg-Familie

* Hitler war an einer Kollaboration Frankreichs im Grunde uninteressiert. Er verachtete die Franzosen und misstraute ihnen. Sie waren ein schwaches Volk, rassisch nicht einwandfrei. Außerdem gab es noch die unerledigte Rechnung von Versailles. Der Traum von Männern wie Laval, Frankreich könne, wenn es nur den Rücken krümme, so etwas wie die Kronprinzen-Rolle in einem von Hitler-Deutschland dominierten Europa gewinnen, war eine Fata Morgana. Vgl. dazu die überzeugende Darstellung von Jean-Paul Cointet, *Hitler et la France*.

** Cointet, 120, gibt eine Behauptung Arno Brekers wieder. Der Bildhauer, der Hitler bei seiner Kurzvisite von Paris im Juni 1840 begleitete, schreibt in seinen Erinnerungen, Hitler habe am Grab Napoleons über den Herzog von Reichstadt gesprochen und seine Überführung angeordnet. In den Akten findet sich dafür keine Bestätigung, worauf Cointet zu Recht hinweist.



Eine Ehrenformation der Nationalgarde empfängt den Sarkophag vor dem Katafalk im Invalidendom.

mussten keine Rücksichten genommen werden. Das für die Grablege zuständige Provinzialat der Kapuziner erhielt von der Gestapo eine kurze Information. Der Anweisung des „Führers“ war zu folgen. Was die Gestapo nicht wusste: Im Sarg der Kapuzinergruft fehlten Herz und Eingeweide Reichstadts. Seit dem 17. Jahrhundert war es bei den Habsburgern üblich, die sterblichen Überreste von Mitgliedern der Kaiserfamilie an drei verschiedenen Orten aufzubewahren. Der Sitte entsprechend wurden dem toten Aiglon Herz und Eingeweide entnommen und in der Kirche St. Augustin beziehungsweise der Herzogsgruft des Stephansdoms beigesetzt. Dort ruhen sie noch heute, das Herz in einer goldenen Urne, die Eingeweide in einer Vase aus Kupfer.

In den diplomatischen Akten datiert der erste Hinweis auf die geplante Transportaktion vom 11. Oktober. Es handelt sich um eine „Aufzeichnung Kommandostab Ic“, die sich an den Militärbefehlshaber Frankreich und an Botschafter Abetz richtete. Unter Punkt eins hieß es lapidar: „Es ist beabsichtigt, den Sarg des Herzogs von Reichstadt von Wien nach Paris zu überführen.“ Der Rahmen der Zeremonie wird unter Punkt drei abgesteckt: „Reden und Kundgebungen sind nicht gestattet.“ Dahinter stand offenbar die von militärischer Seite geäußerte Sorge, es könne zu unkontrollierten Demonstrationen kommen. Die Botschaft ging auf die Bedenken ein. Ein Vermerk vom 9. Dezember hält fest, die Zeremonie könne ohne Kenntnis der Öffentlichkeit vonstattengehen, es sollte aber unmittelbar danach „in Presse und Rundfunk die im Hinblick auf Napoleons Kampf gegen England wünschenswerte propagandistische Auswertung erfolgen“.

Der Coup misslang vollständig. Grund war eine Palastintrige, die am 13. Dezember in Vichy ausbrach und alle von den deutschen Propagandastrategen und den französischen Kollaborationisten gesponnenen Pläne über den Haufen warf. Die Intrige richtete sich gegen Laval. Der Ministerpräsident hatte Feinde in der Bäder-Regierung. Sie warfen ihm vor, zu nachgiebig gegenüber den Deutschen zu sein. Pétain flüsterten sie ein, die Einladung in das besetzte Paris sei gefährlich, sie könne eine Falle sein mit dem Ziel, ihn festzunehmen und Laval an seine Stelle zu setzen. Der Marschall, der den Eigenmächtigkeiten seines Stellvertreters seit einiger Zeit misstraute, zögerte nicht. Er war über die kurzfristige Einladung Hitlers sowieso nicht begeistert und fand eine Reise unter winterlichen Bedingungen für sein Alter nicht erbaulich. Von ihm aus hätte der Napoleonsohn auch in Wien bleiben können. Pétain ließ Laval in Gewahrsam nehmen. Da er ahnte, dass der „Führer“ darüber nicht amüsiert sein würde – schließlich

war Laval der Vertrauensmann des Siegers –, schickte er eilig ein beschwichtigendes Telegramm nach Berlin: „Indem Sie heute der Invalidengruft die sterbliche Hülle des Herzogs von Reichstadt zuführen, haben Sie dem Ruhm unserer Waffen eine Ehre erwiesen, die das Herz aller Franzosen rühren wird.“ Nach dieser devoten Einleitung stellte Pétain bedauernd fest, dass er die Teilnahme an der Feier wegen der dringend erforderlichen Umbildung seiner Regierung leider absagen müsse.

Das Telegramm erreichte die Reichskanzlei erst am Morgen des 14., zu spät, um die Aktion zu stoppen. Hitler war wütend, Abetz schäumte. Die ganze Vorarbeit war für die Katz. Die schöne bereits fertig formulierte Ansprache, die Abetz vor dem Invalidendom halten wollte („Ich habe die Ehre, im Namen und im Auftrag des Führers, Ihnen, Herr Marschall, den Sarg mit den Gebeinen des Herzogs von Reichstadt hiermit zu übergeben.“), konnte er in den Papierkorb werfen. Ohne den Marschall fehlte dem Weiheakt der Hauptdarsteller; die ganze Sache war nur noch die Hälfte wert.

Daran änderte auch die religiöse Trauerfeier nichts, die am 15. Dezember vom Pariser Erzbischof Suhard in dem von Jules Hardouin-Mansart erbauten Kuppelbau zelebriert wurde. Diesmal war das Publikum zahlreicher als in der Nacht. Entfernte Nachkommen der napoleonischen Marschälle Suchet, Masséna und Ney waren erschienen; sie sollten der Feier Glanz verleihen. Erwartet worden war auch der amtierende Chef des Hauses Bonaparte. Aber der in der Schweiz lebende Prinz Victor, ein Enkel von Napoleons jüngstem Bruder Jérôme, hatte die Einladung deutscher Stellen zurückgewiesen. Sein Fehlen wurde genauso registriert wie ein anderes: Der Kranz des „Führers“ war verschwunden. Das lag an Madame und Monsieur Morin, beide Bedienstete im Invaliden-Komplex. Das auffällige Gebinde, das am Vortag eingetroffen und dessen von einem Hakenkreuz gezielte Schleife mit der Aufschrift versehen war „Le chancelier Hitler au duc de Reichstadt“ („Der Reichskanzler Hitler dem Herzog von Reichstadt“), hatte den Unwillen des Paares erregt, das auf seine Weise intervenierte. Die Eheleute stahlen den Kranz, um ihn anschließend in Madame Morins heimischem Kamin zu verbrennen.²

Wenigstens funktionierten die Medien. Sie wurden am späten Abend des 14. vom „Geschenk“ des Führers in Kenntnis gesetzt und beeilten sich, die gewünschte Interpretation an die Leser zu bringen. Der Korrespondent der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ erklärte, was das neue Deutschland mit Napo-

leon verbinde. Dessen „stärkstes Vermächtnis“ sei nämlich seine „Todfeindschaft gegen England“ gewesen – eine Position, die wieder hochaktuell sei. Denn glücklicherweise habe inzwischen unter Führung des nationalsozialistischen Deutschland der „Endkampf“ um Europa begonnen. Dieser werde zweifellos mit der Niederwerfung Englands enden. Die zensierten französischen Zeitungen leisteten ihre Tributzahlung. Durch „die bewegende Entscheidung des Führers“, schrieb der „Petit Parisien“, könne Napoleon, der hundert Jahre auf den geliebten Sohn gewartet habe, jetzt „besser seinen ewigen Schlaf schlafen“. Der „France Soir“, der mehrere Tage nacheinander mit der Überführung aufmachte, titelte am 16. Dezember: „Seit dieser Nacht und durch eine Geste, die in der Geschichte einmalig ist, ruht Napoleon II. neben Napoleon I.“ Edouard Driault, Präsident der Stiftung Napoleon, urteilte, das Ereignis werde „den Namen und das Werk des Kanzlers von Großdeutschland“ erhöhen.

Im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes findet sich eine Reihe französischer Dankesbriefe an den „Führer“. Sie belegen, dass die Botschaft vom 15. Dezember – der „Führer schafft, was Napoleon versagt blieb“ – bei den Nazi-Freunden in Frankreich angekommen war. So lobte ein Kriegsteilnehmer von 14/18 die „Ritterlichkeit“ („geste chevaleresque“) des Siegers. Ein anderer Einsender, ein Monsieur Babou aus Asnières, wünschte Hitler, „den ich als Nachfolger von Napoleon betrachte“, Glück und Erfolg.

Für Otto Abetz war das ein schwacher Trost. Die Palastrevolte von Vichy hatte das kollaborationistische Porzellan zerschlagen. Hitler war stocksauer auf Pétain. Napoleons Sohn ruhte nun zwar im Invalidendom, aber anders, als Abetz angenommen hatte, ließ das die Mehrheit der Franzosen kalt. 1840 hatten die Pariser gejubelt. Die Reprise der „Rückkehr der Asche“ quittierten sie mit Spottversen:

Wir wollen Fleisch, und man schickt uns Knochen.

Wir wollen Kohle, und man schickt uns Asche.



I. Ein Erbe für die Ewigkeit

Schwere Geburt

Die Kanonen vor dem Invalidendom sind die Schicksalsboten von Paris. In all den Kriegsjahren haben die Hauptstädter bangen Herzens auf ihren Spruch gewartet. Feuerte die Batterie ihre Salven, wusste man, die Armee hat neue Ruhmestaten vollbracht. So war es nach Austerlitz, nach Jena, nach Friedland oder nach Wagram.

Auch am 20. März 1811 wartet die Hauptstadt auf den Spruch der Kanonen. Nur geht es diesmal nicht um Kriegsruhm. Es geht um das Glück des Hauses Bonaparte. Verstummen die Geschütze nach dem einundzwanzigsten Böller, hat die Kaiserin Marie Louise eine Tochter geboren. Geht die Kanonade weiter, ist der Thronfolger da, und Frankreich besitzt eine neue Dynastie. Denn, zum Teufel mit der Égalité!, für den Sohn sind einhundertundein Schuss bestimmt.

Am Vorabend haben bei der jungen Kaiserin die Wehen eingesetzt, etwas früher, als von den Ärzten berechnet. Im Erdgeschoss des Tuileries-Schlusses halten sich zu diesem Zeitpunkt an die 200 Personen auf, es ist die Crème de la Crème des Reiches. Die Einladung war für eine Theatervorstellung zu Ehren des Großherzogs Ferdinand von Würzburg ergangen; der Onkel der Kaiserin ist seit der Verheiratung Dauergast in Paris. Ein Raunen geht durch die Reihen, als man plötzlich der Herzogin von Montebello gewahr wird, die, unzulänglich gekleidet, aufgeregt durch die Flure hastet. Der stürmische Auftritt der Gouver-

nante der Impératrice lässt eine Programmänderung erahnen. Wirklich wird die Theateraufführung abgeblasen, doch der Kaiser fordert die Gäste auf zu bleiben. Unter ihnen befinden sich Madame Mère, die Mutter Napoleons, Pauline, die Prinzessin Borghese, Napoleons sündhaft schöne Schwester, Hortense, die Adoptivtochter und Königin von Holland, sowie die Großwürden-träger des Reiches, angeführt vom Erzkanzler Cambacérès. Die Unterhaltung fällt jetzt in einen gedämpften Ton. Man steht in Gruppen beieinander. Die Herren tauschen das letzte politisch-geschäftliche Ondit aus, die Damen ihre Erfahrungen vom ersten Wochenbett. Hier und da gähnt jemand. Beim Grafen Krawinski von der Leichten Gardekavallerie kann man Wetten anlegen. Sie lauten zehn zu eins für einen Sohn.

Napoleon hält sich abseits. Er ist unruhig. Die vergangenen Tage hat er behauptet, es sei ihm gleich, ob es ein Mädchen oder ein Junge werde. Wer ihn so gut kennt wie Hortense, lässt sich von derlei Beteuerungen nicht irreführen. In ihren Erinnerungen schreibt sie: „Er wagte nicht, sich dem Glauben an einen Sohn hinzugeben. Man sah, wie er sich bemühte, auf den gegenteiligen Fall vorbereitet zu sein. Währenddessen tat er alles um herauszubringen, ob man vor der Geburt Anzeichen auf das Geschlecht feststellen könne. Mit dieser Frage verriet er seine ganze Unruhe“.¹

Die folgenden Stunden weicht Napoleon nicht von der Seite der Gebärenden. Schwer tut sich die Kaiserin. Sie ist ja erst 19 Jahre alt! Napoleon sitzt auf dem Bettrand; er hält ihr die Hand und spricht ihr Mut zu. Werden die Wehen schwächer, lässt er sie durch das Zimmer gehen und stützt sie. Gegen Mitternacht schläft Marie Louise ein. In den Salons serviert man kalte Fleischspeisen, dazu werden Wein und Punsch ausgeschenkt. Zweifellos würden die meisten Gäste lieber daheim im warmen Bett liegen. Aber keiner traut sich zu gehen. Die Glücklichen dämmern in irgendeinem Fauteuil vor sich hin. Wer keinen Schlaf findet, vertritt sich im Hof die Füße. Um 6 Uhr wird ein Communiqué verbreitet, in dem es heißt, dass die Wehen am Abend eingesetzt und gegen Morgen fast ganz aufgehört haben. Endlich ist man frei zu gehen. Der Kaiser zieht sich in seine Räume zurück und nimmt ein heißes Bad, wie er es in Augenblicken hoher Anspannung zu tun pflegt.

Napoleon hat es sich in der Wanne bequem gemacht, als ihm um 7 Uhr der Docteur Dubois gemeldet wird. Antoine Dubois ist Professor an der medizinischen Fakultät von Paris. Er war einer der 108 Chirurgen, die den General

Bonaparte auf der legendären Ägypten-Expedition begleiteten. Dubois verbirgt seine Unruhe nicht. Das Kind liege schwierig, erklärt er. Man werde Eisen nehmen müssen, vielleicht. Am liebsten würde er sich vorher mit dem Kollegen Corvisart besprechen. Doch der kaiserliche Leibarzt ist nicht da. Er hat sich zu Hause aufs Ohr gelegt. Was es bedeute, die Eisen zu nehmen, will Napoleon wissen. Ob das Leben von Mutter und Kind gefährdet sei. Dubois räuspert sich. Es könne, jedenfalls dürfe man nicht völlig ausschließen, dass es auf ein Entweder-oder zulaufe, und wie für diese Eventualität des Kaisers Befehl laute. Napoleon besinnt sich eine Weile und fragt dann, was Dubois tun würde, handelte es sich um eine einfache Bürgersfrau. „Ich würde von meinen Instrumenten Gebrauch machen.“ „Nun, so tun Sie, als befänden Sie sich im Hause eines Kaufmanns an der Straße von Saint-Denis; kümmern Sie sich um Mutter und Kind, und wenn Sie nicht beide retten können, so erhalten Sie mir die Mutter!“ Hastig zieht er sich an und eilt hinüber zu Marie Louise, die beim Anblick der Geburtszange erschrocken aufschreit: „Also weil ich Kaiserin bin, muß ich mich opfern lassen!“ Als der Eingriff beginnt, ist es mit Napoleons Mut vorbei; er verlässt das Zimmer.

Um 9.20 Uhr kommt das Kind. Es kommt mit den Füßen voraus. Es ist ein Junge, scheinbar leblos. Man bettet das Kind auf den Boden. Unbeachtet liegt es da, während die Ärzte sich um die Mutter kümmern. Als feststeht, dass sie das Schlimmste hinter sich hat, stürzt Napoleon ins Zimmer und schließt Marie Louise in die Arme. Erst jetzt wendet sich Corvisart, der inzwischen eingetroffen ist, dem Neugeborenen zu. Er hebt es auf, flößt ihm ein paar Tropfen Alkohol ein und wickelt es in warme Tücher. Es dauert noch mehr als fünf Minuten, ehe das Kind ein erstes Lebenszeichen von sich gibt.

So schildern die Beteiligten das Ereignis vom 20. März 1811. Die Berichte mögen hier und da etwas ausgeschmückt sein. Fest steht, dass das Leben von Mutter und Kind gefährdet war, wovon die Mitteilung des „Moniteur“ natürlich nichts erwähnt: „Am heutigen 20. März hat sich die Hoffnung Frankreichs erfüllt“, verlautbart das Staatsorgan. „Ihre Majestät die Kaiserin ist von einem Prinzen entbunden worden. Der König von Rom und seine erhabene Mutter befinden sich bei bester Gesundheit“.²

Was weiß man über das Befinden des Vaters? „Die Zukunft! Die Zukunft! Die Zukunft! Sie gehört mir!“, lässt ihn Victor Hugo in seinem Poem „Napoleon II.“ emphatisch ausrufen. Tatsächlich ist dem Kaiser die Zukunft

in diesem Augenblick ausnahmsweise gleichgültig. Der Herrscher ist suspendiert, Napoleon empfindet wie ein normaler Mann, was zählt, ist seine Frau. Hortense hält fest, die ersten von Napoleon herausgejubelten Worte seien gewesen: „Es ist vorbei, sie ist gerettet!“ Auf die Frage, ob es ein Sohn sei, habe er genickt, aber vollkommen niedergeschlagen gewirkt: „Ich kann das Glück nicht genießen. Die arme Frau hat so viel leiden müssen!“ Nur langsam überwindet er den Gefühlsaufruhr. Die Lockerheit ist gespielt, als er wenig später – Cambacérés hat wie vorgeschrieben die Geburt des „Kindes von Frankreich“ beurkundet – den Umstehenden erklärt: „Nun denn, ich denke, es ist ein ganz tüchtiger und ein ganz schöner Knabe, den wir jetzt haben. Er hat sich ein wenig bitten lassen, um anzukommen, aber am Ende ist er da!“

Draußen hat das Orakel vor dem Invalidendom zu sprechen begonnen. Beim zweiundzwanzigsten Kanonenschuss hält ganz Paris den Atem an, auch Marie-Henri Beyle, den wir besser unter dem Namen Stendhal kennen. Im Lotterbett neben seiner Freundin Angéline, zählt er mit. Der dreiundzwanzigste Schuss! „Wir hörten es unten auf der Straße applaudieren“.³ Also ist es ein Sohn! Man umarmt sich, man freut sich mit dem Vater, man fühlt seine Erleichterung nach, kombiniert aber auch politisch. Wurde mit dem Sohn der Frieden geboren, den man sich so sehr wünscht? Der Comte de Lavalette, Direktor des Postwesens, war aufgrund seines geringen Ranges nicht in die Tuileries eingeladen, hatte sich aber trotzdem Eintritt verschafft. Später erinnert er sich an das, was ihm zuerst durch den Kopf schoss: „Es kam mir damals so vor, als sollte der Kaiser jetzt den Säbel einmotten und sich ganz der Verwaltung seines großen Reiches hingeben, als sollte Frankreich glücklich und die Erinnerung an die Bourbonen für immer begraben sein“.⁴ Die Zukunft wollte es anders, sehr zum Schaden Lavalettes. Nach der zweiten Rückkehr der Bourbonen wurde der Postdirektor, der sich im Abenteuer der Hundert Tage Napoleon zur Verfügung gestellt hatte, angeklagt und zum Tode verurteilt. Der Vollstreckung konnte er sich nur dadurch entziehen, dass er aus dem Gefängnis floh, in den Kleidern seiner Frau.

Wie Lavalette denken viele, sogar die Generäle sind Friedensapostel geworden. Ginge es nach ihnen, wäre das Kapitel Eroberungen abgeschlossen. Sie sind dem Kaiser durch dick und dünn gefolgt und haben von seinen Siegen profitiert. Mit Fürstentiteln, Geld oder hohen Ämtern beschenkt, hoffen sie jetzt auf einen Politikwechsel, damit sie endlich die Früchte des Ruhms genießen

können. Auch Goethe möchte hoffen. In einem Auftragsgedicht für die Bürgerschaft von Karlsbad verknötet er die Topoi Geburt und Frieden: „Nun steht das Reich gesichert wie geründet / Nun fühlt er froh im Sohne sich gegründet.“ Die Schlusszeilen lauten: „Uns sei durch Sie das letzte Glück beschieden / Der alles wollen kann – will auch den Frieden.“ Goethes Stoßseufzer kommt zu spät. Im Juni 1812, als er die „Karlsbader stanzen“ verfasst, befindet sich Napoleon bereits im Anmarsch auf Rußland. Das Gedicht war der Kaiserin Marie Louise gewidmet.⁵ Goethe, der seit seiner Erfurter Begegnung mit dem Kaiser vollends zu seinem Bewunderer geworden ist, hat schon bessere Verse geschrieben als diese. Aber sie treffen das große Aufatmen, das die Geburt grenzüberschreitend unter den Anhängern des Empereur auslöst: Man ist saturiert. Der Kaiser hat, was er will. Die Bahn ist frei für eine Friedenssära!

Stammbaum und Stabilität

Um innezuhalten, eignet sich das Jahr 1811 – das zwölfte, seit Napoleon die Geschicke Frankreichs lenkt, das zweiundzwanzigste nach Ausbruch der Revolution – wirklich nicht schlecht. Die beiden letzten Jahre hat Napoleon dazu genutzt, die Verwaltung des planlos ins Unermessliche gewachsenen Reiches zu straffen und zugleich den Wirtschaftskrieg gegen England zu forcieren. Wer eine See- und Handelsmacht in die Knie zwingen will, muss die Küsten beherrschen. Die Annexionswelle, die über den Kontinent geschwappt ist, hat Paris gleichsam zur zentralen Hafenmeisterei Europas gemacht. Holland und die Staaten des Papstes gehören mittlerweile zum Bestand Frankreichs, französisch sind auch die Mündungsgebiete von Elbe, Weser und Ems. Istrien, Dalmatien und Ragusa figurieren als „Provinz Illyrien“. Frankreich besteht jetzt aus 130 Departements. Es hat eine Ausdehnung, die das Reich Ludwigs XIV. weit in den Schatten stellt. Kann der Kaiser noch mehr wollen? Die Dynastie ist etabliert, die vierte nach Merowingern, Karolingern und Capetingern. Was hindert ihn, seine unermüdliche Energie darauf zu richten, sichere Bündnisse zu schließen und die Herzen der botmäßig gemachten Völker zu gewinnen, kurz: das Reich zu konsolidieren?

Keine Frage, Napoleon will den Frieden. Er will ihn instinktiv, wie jeder, der etwas geschaffen hat, das Erreichte zu sichern trachtet. Dass sein Friedenswille bezweifelt wird, ärgert ihn. Man hält ihn für einen blindwütigen